

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 211.

Donnerstag, 13. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banffrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(Nachdruck verboten.)

(14. Fortsetzung.)

In seinem Büro angekommen, rief er sofort die Polizeifunkstation in der Polizeikaserne in der Gutleutstraße an. Wenige Minuten später schon funkte Frankfurt in dringenden Telegrammen an alle die Beschreibung der beiden Flüchtlinge, soweit dies möglich war. Gleichzeitig damit gingen ausführliche Telegramme nach Brüssel und London. Von Basel wurde der sofortige Rücktransport des flüchtigen Enrico Chiari angefordert.

Weiß fluchte einen nicht gerade salonfähigen Fluch, als er dann die Vorführung des verhafteten Dieners Chiari anordnete. Wie vorher sein verstimmtter Chef, so trommelte er auch jetzt mit den Fingern auf der Tischplatte des Schreibtisches, bis der Wachmeister den alten Jean zum Zimmer hereinführte.

Morgen, grüßte Weiß kurz. „Sehen Sie sich. Wissen Sie, warum Sie verhaftet wurden?“

„Nein . . . nein . . .“ stotterte der alte Mann. „Sie brauchen keine Angst zu haben“, sagte Weiß freundlich. „Ich muß Sie in der Mordangelegenheit der Italia-Bank vernehmen. Wie heißen Sie?“

„Jean Aldermann.“

„Geboren?“

„Im 3. Juni 1867 in Zabern im Elsaß.“

„Beruf?“

„Diener.“

„Wie lange sind Sie schon bei Direktor Chiari?“

„Seit 1922.“

„Gut. Und nun erzählen Sie mir doch mal, welchen Eindruck Sie von der ganzen Geschichte haben.“

Der alte Mann schwieg. Er hatte den Kopf gesenkt. Weiß sah, daß seine Hände zitterten.

„Los . . . los . . .“, machte er ungeduldig.

„Ich weiß nichts . . .“, gar nichts . . .“, flüsterte der Alte. „Ich kann gar nichts sagen. Ich . . . ich . . .“ Er schwieg wieder.

Weiß sah ihn prüfend an. „Aber Sie geben doch zu, manchmal an der Tür gelauscht zu haben — auch damals, als ich mit Direktor Chiari sprach?“

Erschrocken sah Jean auf. Dann senkte er wieder den Kopf und nickte leise.

„Gut“, machte Weiß, irgendwie zufrieden. „Haben Sie nicht einmal einen bestimmten Verdacht? Man hat doch immer einen Verdacht, wenn man von einem Mord hört, und besonders dann, wenn man mit den Menschen seit Jahren zusammenlebt, die der Mord sehr nahe angeht.“

Der alte Mann überlegte sichtlich angestrengt.

„Einen Tag nach der Mordnacht kam der junge Herr, der Bruder des Herrn Direktor, sehr aufgeregt nach Hause“, sagte er dann, kaum hörbar. „Er war so sonderbar. Er ging in das Zimmer des Herrn Direktors und schloß hinter sich ab. Er . . .“

„Halt“, unterbrach Weiß. „In welches Zimmer? In das Arbeitszimmer, in dem der Schreibtisch steht?“

„Ja.“

„Hatte er — vielleicht Zeit, irgend einen Gegenstand wieder in den Schreibtisch zu legen, den er vielleicht vorher dort weggenommen hatte?“ Weiß dachte an Chiari's Pistole.

„Ich verstehe nicht, wie Sie das meinen, Herr Kom-

missar.“ Der alte Mann sah fragend auf. „Er blieb nicht sehr lange im Zimmer.“

„Wissen Sie, ob Direktor Chiari seinen Schreibtisch meistens verschlossen hielt?“

„Der Schreibtisch war meistens offen. Direktor Chiari hatte volles Vertrauen zu mir. Es war nicht nötig, den Schreibtisch abzuschließen.“

„Anerkennenswert“, bestätigte Weiß trocken. „Können Sie sich erinnern, in Chiari's Schreibtisch eine Pistole gesehen zu haben?“

„Ja. Einmal. Als der Herr Direktor mich rief, wie er gerade in seinem Schreibtisch aufräumte.“

„In der Zeit des Mordes haben Sie die Pistole nicht gesehen?“

„Ich habe den Schreibtisch nie geöffnet.“

„Gut. Weiter. Wir sprachen gerade von dem Bruder Direktor Chiari's. Was machte der junge Mann dann, als er seines Bruders Zimmer wieder verließ?“

„Weiter nichts. Er eilte dann die Treppe hinauf — seine Zimmer lagen im ersten Stock. Kurz darauf kam er mit einem kleinen Koffer wieder herunter und verließ das Haus. Sein Auto stand noch vor der Türe.“

„Ist er nicht mehr wiedergekommen?“

„Nein. Seitdem nicht mehr.“

„Aha. Und Sie fanden kein Benehmen so sonderbar, daß Sie daraus einen Verdacht konstruierten?“

Der Alte erschrak. „Nein . . ., ich weiß nicht . . ., es kam mir eben so in den Sinn. Ich will damit nichts gesagt haben — bitte . . .“

Weiß ließ eine Pause eintreten. Nachdenklich sah er den grauhaarigen Alten an.

„Und wie“, fragte er dann, „wenn Sie mir das alles aber nur erzählen, um den Verdacht von dem wirklichen Täter abzulenken?“

Ohne Verstehen sah der Alte auf.

„Nun, ich will es Ihnen besser erklären.“ Weiß lächelte sonderbar. „Glauben Sie nicht auch, daß vielleicht ein gewisser Mister S. in London & Co sich ebenfalls für diese eigentümliche Angelegenheit interessiert?“

Der Alte erschrak heftig. Dann sank er geradezu in sich zusammen.

„Nun?“, fragte Weiß eindringlich.

„Jean beherrschte sich mit großer Anstrengung.“

„Lassen Sie mich, bitte, wieder abführen, Herr Kommissar“, sagte er mit zittriger Stimme. „Ich kann darüber keine Aussage machen.“

„Wie Sie wollen“, meinte Weiß ärgerlich.

10.

„Ich habe für Sie nach Frankfurt telegraphiert.“

Mit diesen Worten wurde Kommissar Neubeder von Herrn v. Beder empfangen, als er nach kurzer Abwesenheit wieder im Büro der Deutschen Gesandtschaft in London erschien. „Hoffentlich ist es Ihnen recht?“, setzte der Attaché hinzu.

Neubeder bekam einen roten Kopf.

„Es ist mir durchaus nicht lieb, wenn man mir in

„Darf ich Sie um den Text Ihres Telegramms bitten?“

v. Beder wurde verlegen. „Ist es Ihnen sehr unangenehm?“

Schweigend nahm Neubeder die Kopie des Telegramms aus der Hand des Attaches.

„verfolgen weiterhin bereits gemeldete Spur italia-angelegenheit stop erwartet weitere nachrichten stop generalconsulat“, las er.

Neubeder unterdrückte sichtlich eine Bemerkung.

„Sehr gut“, sagte er dann mit einiger Anstrengung. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr v. Beder.“ Er schien zu überlegen.

„Übrigens“, meinte er nach einer Weile, „werde ich Ihnen die Berichterstattung an die deutschen Behörden wohl bald ganz überlassen müssen. Heute morgen erfuhr ich, daß dieser Savary heute vormittag bei einem bekannten Londoner Makler war und ihm Auftrag gegeben hat, in Mittelland oder auch oben an der schottischen Grenze ein Landhaus für ihn zu kaufen. Ich werde mich nun bemühen, in diesem Hause eine geeignete Stellung zu erlangen.“ Neubeder lächelte sonderbar, während er das sagte.

„Oh...“, machte v. Beder, ohne zu verraten, wie ihn diese Nachricht berührte, „haben Sie Excellenz schon Mitteilung gegeben?“

„Ich wollte Sie gerade bitten, es an meiner Stelle zu tun“, erwiderte Neubeder, der sich gemächlich auf die Lehne eines Sessels gesetzt hatte und seine ganze Aufmerksamkeit seiner Zigarette zuwandte. „Sie werden nicht böse sein, wenn Sie Ihr Zimmer wieder für sich allein haben werden.“ setzte er nach einer Weile sat-
tastisch hinzu.

„Oh...“, bitte...“, ereiferte sich Herr v. Beder.

„Doch, doch!“, unterbrach ihn Neubeder gelassen. „Ich begreife das auch vollkommen. Ich bitte Sie, bedenken Sie doch auch den Unterschied der gesellschaftlichen Stellung, Herr v. Beder. Bedenken Sie doch, auch, daß ich Sie möglicherweise hätte bitten müssen, mich in die beste Gesellschaft Londons einzuführen. Nicht wahr?“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht?“, fragte Herr von Beder völlig konsterniert. Es war ihm mit einem Male recht unbehaglich zumute. „Was ist mit Ihnen? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Vielleicht nicht mehr“, betonte Neubeder eigenartig. „Aber das tut ja nichts zur Sache. Es ist durchaus nebensächlich. Viel wichtiger ist...“

Der eintretende Bürodienner unterbrach ihn. Herr v. Beder nahm die Besuchskarte, die ihm der Diener präsentierte.

„Ah...“, machte er erstaunt, „was will Captain Joshua Mont von Scotland Yard bei mir? Sagen Sie ihm, er möchte einen Augenblick warten.“ Der Diener verbeugte sich und verschwand.

Kommissar Neubeder hatte erstaunt aufgesehen.

„Mont? Der jubringliche Kerl aus dem Bachelor-Klub? — Danke. Ich verziehe mich. Das ist keine Gesellschaft für mich auf nüchternen Magen. Lassen Sie es sich gut gehen, lieber Herr v. Beder, und vor allem: lassen Sie sich nicht die Mühe verdrießen, die Sie mit mir hatten. Ja?“ Auch die letzten Worte waren wieder mit seltsamer Betonung gesprochen, so daß Herr von Beder den Kopf hob.

„Na ja, ich meine nur“, lächelte Kommissar Neubeder, jetzt ein wenig eilig. „Ich muß mich jetzt verabschieden, ich kalkchiere, daß es höchste Zeit ist. Bitte, empfehlen Sie mich Seiner Excellenz aufs beste. Sagen Sie ihm, bitte, meinen herzlichsten Dank für die ausgezeichnete Unterstützung. Ihnen auch meinen schönsten Dank, lieber Herr v. Beder. Ich denke, Sie hören noch von mir.“

Er schüttelte dem Attache lange und herzlich die Hand zum Abschied. Und ging. Und während die Türe hinter dem Kriminalbeamten ins Schloß fiel, überlegte sich Herr v. Beder, was ihn an dieser Abschiedsherzlichkeit so sonderbar berührte. Draußen vor

dem Detektivbürogebäude brumnte der Motor eines Autos. Herr v. Beder, der ans Fenster getreten war, sah ein elegantes Kabinett, das jetzt, zu seinem maß-
losen Erstaunen, der Kommissar Neubeder bestieg.

„Sonderbar“, murmelte er, während das Fahrzeug in eleganter Kurve vor seinen Blicken verschwand. Nachdenklich kehrte er zu seinem Schreibtisch zurück und klingelte, um Herrn Captain Mont zu empfangen.

„Ja, Capt'n, was verschafft mir die Ehre?“ In Gedanken noch ganz bei dem abreisenden Kommissar, schüttelte er dem baumlangen Engländer verbindlichst die Hand. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Gerne“, gurgelte Mont und ließ sich in den eben von Neubeder verlassenen Sessel fallen, die Beine ewig weit von sich streckend.

„Sagen Sie, wo ist Ihr Freund eben hingefahren?“

„Freund? Welcher Freund?“

„Nun — der aus dem Bachelor-Klub. Famoser Junge übrigens. Sehr sympathisch.“

„Ich weiß es nicht. Herr Neubeder ist übrigens auch kein Freund von mir.“ Beder zog ein beleidigtes Gesicht. „Es ist ja kein Geheimnis, da Sie ihn ja doch auch kennen.“

„Ich kenne ihn?“

„Er sagte mir, daß er wegen einer Einbruchsgeschichte bei den Besatzungstruppen in Köln mit Ihnen zu tun hatte.“

„Mit mir? Ich war nie in Köln. Nur einmal in Wiesbaden.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Was ist denn dieser Mr. Neubeder?“

„Beamter im Geheimdienst.“

„Was?“ Mont lachte.

„Sie scheinen ein wenig mißtrauisch, Captain?“

„Nein...“, dehnte Mont, „ein wenig sehr so-
gar. Darf man Näheres erfahren?“

„Eigentlich nicht. Aber da Sie — nun, Sie werden reinen Mund halten. Er ist Kriminalkommissar und forscht hier nach Bankräubern oder Raubmördern. Ich weiß nicht recht. Er ist jetzt dem Mörder auf der Spur. Ein gewisser Savary...“

„Savary?“

„Ja. Oder so ähnlich. Aber was haben Sie mit diesem Namen? Kennen Sie den Burschen vielleicht?“

„Savary? Ob ich ihn kenne. Bestimmt Savary?“

„Ja, warum?“

Ein ungemein vergnügtes Grinsen schlich sich in Captain Monts Physiognomie, die manchmal dem Gesicht eines interessanten Droschkenpferdes ähnlich, er sah, als einem ehrenwerten Sohn Albions.

„Keine Sache“, meinte er dabei, „er selbst nannte sich doch Savary, als er dieses famose Kabinett in der Regentstreet kaufte. Ich kam durch Zufall dazu. Sonderbar. Nicht wahr?“

„Er selbst?“ Beders Gesicht nahm entschieden an Länge zu.

Surely. Er selbst. Und war auch oft genug im Bachelor-Klub — auch ohne Sie. Auch als Savary. War sehr erstaunt, ihn in Ihrer Gesellschaft dort anzutreffen. Komische Sache das. Er ist ein deutscher Kriminalkommissar.“

„Ganz ohne Zweifel.“

(Fortsetzung folgt.)

Reiseliied.

Sonne leuchte mir ins Herz hinein,
Wind verweh mir Sorgen und Beschwerden!
Tiefere Sonne weiß ich nicht auf Erden
Als im Weiten unterwegs zu sein.

Nach der Küste nehm ich meinen Lauf,
Sonne soll mich sengen, Meer mich kühlen.
Unser Erde Leben mitzufühlen
Tu ich alle Sinne festlich auf.

Und so soll mir jeder neue Tag
Neue Freunde, neue Brüder weisen,
Bis ich leidlos alle Kräfte preisen,
Aller Sterne Gast und Freund sein mag.

Sermann Hesse.

Unsterblichkeit.

Stimme von El-Correi.

„Nur unsere Taten sind unsterblich!“ sagte Tullio Rabbio, der sich oft in tiefstimmigen Betrachtungen gefiel, obwohl er dumm wie Bohnenstroh war. Er liebäugelte mit seiner blanken Schuhschneise und überlegte, ob er noch einen Euragao nehmen sollte. Er hatte nur noch eine Vira in der Tasche.

„Nur unsere Taten?“ rief Giasone zurück. „Nein, mein Lieber, wir selbst sind unsterblich!“

„Bitte“, warf Ernesto ein, „keine Glaubensbekenntnisse!“ „Davon ist hier doch keine Rede!“ meinte Giasone. Er lachte und warf Tullio ein von der Blumenvase herabgefallenes Rosenblatt ins Gesicht. „Tullio spricht doch als Philosoph und Künstler!“

„Und du?“ Tullio war empfindlich gereizt. Diejenigen, die nichts leisten und nichts können, sind immer gereizt, wenn man von ihrem Künstlertum spricht.

„Ich?“ Giasone, ein gutmütiger, bider Junge, Materialist und Weinhändler, sog an seiner Brissago und lächelte. „Ich — ich spreche als — Spiritist!“

„Per bacco, seit wann verirrst du dich denn in die vierte Dimension?“ erkannte Ernesto, während Tullio sich damit begnügte, außerordentlich arrogant zu lächeln, was seinem langen, hageren Gesicht gut anstand.

Giasone, der gutmütige, bide Junge aber war nicht beleidigt. Er machte eine durchaus vielsagende Miene, spitzte den Mund und flüsterte nur: „Anina!“

Aha — Anina! ... Die Freunde lachten kurz auf, wie aus einer Kehle oder Seele. Dann lekten sie an ihren leeren Pilsröschchen und schwiegen.

Denn sie kannten Anina wohl. Sie hatten sie nacheinander umworben — vergebens umworben. Jetzt war Giasone an der Reihe, ihr vergebens den Hof zu machen. Er war gebuldiger als die andern und stieg noch immer unverdrossen täglich zu ihrer hochgelegenen Villa hinauf, um ihr seine Ehrerbietung und ihrem Gatten seine treue Freundschaft zu beweisen ...

Endlich sagte Tullio mit der Miene des Aberdrusses, hinter der sich jedoch nur Neid und Ärger verbargen: „Ist sie denn Spiritistin geworden?“

Giasone nickte heftig.

„Wir haben jetzt einen Nebenbuhler bekommen!“ sagte er leise. „Und mit der kurzen, breiten, ringgeschmückten Hand deutend: „Einen von drüben aus dem Jenseits!“

Wieder lachten die zwei unisono. Da nun kein Tröpfchen mehr in den Pilsröschchen war, mußten sie etwas bestellen, um einen Dedmantel für ihre Spannung zu haben. Der Cameriere kam mit den funkelnden Flaschen.

Tullio aber konnte seine Neugier nicht lange bemeistern. „So sprich doch! Wer ist es?“

„Wie ich sagte!“ erklärte Giasone, „ein Unsterblicher!“

„Duffone!“ schalt Tullio.

„Wieso?“ fragte Ernesto.

„Ich will es euch erzählen!“ lenkte Giasone ein, „Ihr kennt Anina — liebt sie, wie ich sie liebe, und verzichtet auf sie, wie ich verzichten muß. — Vielleicht war und bin ich ihr aufrichtigster Freund. Denn unser Tullio kann als Künstler nur sich selbst vergöttern. Ernesto, der Gute, sieht Helena in jedem Weib, wie ein gewisser Goethe sagt, ich aber hatte von Anfang an nur teilnehmendes Mitleid mit der kleinen Frau, die so einsam ist und einen Rüpel zum Manne hat ... Sie wollte diesem Rüpel treu bleiben, obwohl sich ihr kleines Herz nach Freude und Glück sehnte. Sie wollte. — aber sie konnte endlich doch nicht ... Ja, meine Freunde, ich kann es euch anvertrauen, sie ist ihm untreu geworden, — aber leider nicht mit mir! Unsere Freundschaft ist rein — pura — purissima ... Ihre Neigung fiel auf einen andern ... Und zwar so: Zu ihrer Perestroika hat ihr Gatte ihr, wie ihr wißt, ein Grammophon geschenkt. Und wenn sie nun so allein war und der süße Giazynthen- oder Rosenduft ihr dämmeriges Boudoir erfüllte, da kurbelte sie sich da? Ding an und ließ sich von Tönen einfließen oder aufregen, ganz nach Belieben ... Nun aber tönt ihr da aus dem Trichter eine Stimme entgegen, die sie ganz bezauberte: Ein weicher, schmachtender Tenor ... Täglich lauschte sie stundenlang dieser verführerischen Stimme, die allmählich ihre Seele gefangen nahm — und spricht man von der Seele einer Frau, so meint man: ihr Herz, ihre Phantasie, ihre Sehnsucht, ihre Begierde, ihre Liebe ... Anina liebte ... Liebte diese Stimme, diesen Sänger ... Sie hat es mir gestanden — mit Tränen in den schönen schwarzen Augen hat sie es mir — dem armen Giasone — gestanden!“

„Und das nennst du Spiritismus?“ höhnlachte Tullio.

„Die bescheiden doch die Weiber sind!“ meinte Ernesto. „Können beste Realitäten haben und begnügen sich mit Träumen!“

„Nicht so ganz!“ widersprach Giasone. „Auch das gestand mir die reizende Anina, per Dio, ihr Vertrauen ehrt und rührt mich, aber es beweist mir auch, daß ich keine Hoffnung mehr hegen darf ... Denn tatsächlich, ihre Liebe galt und gilt noch jetzt dem Sänger. Und ihre Liebe wurde so heiß, daß sein Lied

nicht mehr genügt, um sie zu besänftigen ... Und dann, dann, dann ... Sie lachte ihm Scherzhaft aus einem leeren Alto-Bogen, die wir alle drei kennen und fürchten, denn für uns Rand noch kein Liebeswort auf diesem fatalen Papier ... Ihm, dem Fernen, Unbekannten sollte dieses Papier nun Worte der Sehnsucht, der verborgenen Liebe bringen ... Ich, meine Freunde, ich habe ihre Erregung in dieser Epoche ihrer Reizung miterlebt ... Sie stand unablässig am Fenster und erwartete seine Antwort, sein Kommen ... Sie lag, wie sie mir schilderte, die Nächte schlaflos. Sie lauschte des Tags stundenlang seiner Stimme, trunken vor Wonne und Verlangen, diese Stimme in Wirklichkeit zu vernehmen, ihren Namen von dieser Stimme rufen, flüstern zu hören ... den Atem warm zu spüren, dessen Seufzern, dessen Beben der Schalltrichter so kalt wiedergab, als komme er aus einer anderen Region ... Ihn wahrhaft zu spüren, das deuchte ihr der Seligkeits höchste ... Mit Absicht vermied sie es, sich sein Bild zu verschaffen. Sie dachte ihn sich herrlich, blond, mit blauen Augen, denn er war — ein Deutscher. Und sie betete ihn an, seine sentimentale Stimme und seinen kalten Odem ...

Bis eines Tages die Antwort auf ihren Brief kam ...

Ihr eigener Brief in der Farbe der Cyclame kam zurück. — Mit grausamer Feder war darauf vermerkt: Adressat verstorben ...

Aber Anina liebt ihn weiter. Seine Stimme beglückt sie und sein kalter Odem entzündet ihr Blut ... Ihre Seele ist bei der seinen, die ihr aus seinen bebenden Seufzern entgegenweht und der die ihre ergeben ist mit aller Inbrunst einer lebendigen Leidenschaft ... Und nun sagt mir: Ist dieser Sänger nicht unsterblich? Hat er nicht Unsterblichkeit erreicht, solange die Waise ihn lebendig macht und solange ein kleines Frauenherz in ihrem Bahn verharrt?“

„Duffone!“ sagte enttäuscht und geärgert Tullio.

Ernesto aber trank sein Gläschen aus und entgegnete: „Wenn du wieder Geschichten erzählen willst, Giasone, so fange gefälligst mit dem Ende an ... Es war niederträchtig von dir, einen so zu spannen!“

Auf der Flucht vor den Sowjets.

Zatarenstämme auf der Wanderung. — Im Kampfe gegen Räuberbanden in Persien.

Von Nojita Forbes

(der weltberühmten Reisechriftstellerin).

Meshed, die heilige Stadt der Schiiten, stellt Teppiche her, verkauft Türkische aus den Gruben von Nischapur und war die Heimat des großen Dramatikers Firdusi, der unter dem Titel „Das Königsbuch“ in 60000 Versen die Geschichte Persiens schrieb. Ferner blüht dort die Seiden- und Baumwollweberei sowie die Samtindustrie, und seit die persischen Damen hohe Absätze tragen, hat sich eine Reihe guter Schuster mit der Anfertigung tadelloser moderner Schuhe befaßt. Heute noch kennt man die von Tamerlan eingeführte Kunst, der eine Gruppe Damaszener in Meshed ansiedelte, von denen die eingeborenen Schmiede die Herstellung seiner Damaszenerklingen lernten, die Tataren und Turkmener noch heutigentags tragen.

Neben den Bubern und Geheimnissen von Imam Risa liegt die Hauptbedeutung von Meshed in seiner Lage nahe den Grenzen von Russisch-Turkestan und Afghanistan. J. Jt. bildet es das Ziel der Flüchtlinge aus Mittelasien und von der fernsten Wolga. Die Sowjets suchen die Stämme ihrer mittelasiatischen Republiken in Ackerbau treibenden Gebieten anzusiedeln, wogegen die Nomaden sich heftig wehren. Sie wollen die Vorzüge einer kollektiven Landwirtschaft gar nicht kennen lernen.

Während meines Aufenthaltes in Meshed waren 200 Turkmener mit ihren Familien und ihrem Vieh von Duschak über die Grenzen gekommen. Gut bewaffnet, hatten sie sich den Übergang erzwingen, allerdings nicht ohne schwere Verluste. Von diesen Flüchtlingen erfuhr ich, daß 120 ihrer Stammesbrüder, welche die gewalttätige Beschlagnahme ihres Viehs für die Kollektive nicht hatten dulden wollen, aus der Gegend von Merw-Tesent fortgezogen waren und sich in einigen Oasen der Karakorum-Wüste niedergelassen hatten, wo sie jeder Straßensperre bewaffneten Widerstand zu leisten gedachten.

In der Gegend von Gollato, nördlich Turkestan, kreuzen Trupps von Turkmenern häufig die Grenze, um sich unter ihren Genossen außerhalb des Sowjetreiches niederzulassen. Die persische Regierung treibt eine kluge Politik, indem sie diesen züchtenden Nomaden jede Unterstützung abweisen läßt und auf diese Weise ihre Grenze durch starke Gruppen russischer Turkmener kräftigt. Man darf nicht vergessen, daß Persien stets Rußland und England als gefährliche Nachbarn angesehen hat, und es ist nur natürlich, daß jeder politische Schachzug unter dem Gesichtspunkt seiner Wirkung auf diese beiden Staaten geschieht, deren Machtbestrebungen im Mittleren Osten einst Persiens Unabhängigkeit bedrohten.

Zahlreiche russische Turkmener sind lezhin nach Afghanistan ausgewandert, wo sie herzlich aufgenommen wurden, während

die Telli-Turkmenen den Wunsch geäußert haben, in Massen sich auf persisches Gebiet begeben zu dürfen. Angehts ihrer großen Zahl hat die Regierung von Bahai entgegen, daß nur Familien von ursprünglich persischer Abstammung zugelassen werden können, denen Weideland in der Gegend von Bumsird zugewiesen werden soll. Die Telli lassen sich indessen dadurch nicht abschrecken und dringen gewaltsam über die Grenze, obgleich die Russen ihre Grenzwachen verstärkt und ihnen die Weisung erteilt haben, auf jeden, der das Staatsgebiet verlassen will, zu schießen.

In Mesched leben auch zahlreiche Flüchtlinge aus dem europäischen Rußland, die nach Taschkent gezogen waren, um der Kollektivierung zu entgehen oder weil sie annahmen, in Mittelasien bessere Lebensbedingungen zu finden. Von ihnen erfährt ich, daß die Sowjets die Bauern von Taschkistan zum ausschließlichen Baumwollanbau nötigen, im Einklang mit dem Plane, auf Grund dessen Rußland seinen Bedarf selbst decken soll.

Heute noch führt es Baumwolle in großen Mengen aus Persien ein, indessen ist es dank seiner Turkestan mit den Korngebieten Sibiriens verbindenden Eisenbahn in der Lage, die mittelasiatischen Bezirke mit Weizen zu versorgen, im Austausch gegen Baumwolle, die in Taschkistan unter den günstigsten Bedingungen gewonnen wird. Leider fürchten aber die Bauern sich der Hungersnot und wollen — gewohnt, ihr eigenes Korn zu bauen — sich nicht auf die Bahn verlassen, auf deren schnellen Bau die Sowjets übrigens mit Recht stolz sein können.

Unter den kürzlich in Mesched eingetroffenen Ankömmlingen aus dem europäischen Rußland befand sich eine Gruppe von 21 Personen, mit vier Frauen und mehreren Kindern, die den persischen Amia, Landjägern, und auch den Kösten der S. B. U. glücklich entkommen waren. Darunter zwei frühere Offiziere, zwei Überläufer aus der Roten Armee, ein griechisch-orthodoxer Priester, ein Streckenarbeiter von der Eisenbahn, verschiedene Angestellte einer Fabrik, Ingenieure, Kraftwagenfahrer, drei Studenten aus Leningrad, denen die Flucht über die streng bewachte Nordgrenze nicht gelungen war, endlich noch verschiedene kleine Gutsbesitzer und Bauern. Alle hatten sich zum Verlassen Rußlands entschlossen, weil sie sich nur schwer Lebensmittel verschaffen konnten und das Sowjet-Regime ihnen keine Möglichkeit zu persönlichem Weiterkommen bot.

Von jenen, die durch Turkestan gekommen waren, erfährt ich gleichzeitig, daß in letzter Zeit eine große Anzahl Krankenhäuser und Schulen gebaut sind. Damit ist auch der großen Masse Gelegenheit gegeben, sich zu bilden. Man baut Lichtspieltheater und Rundfunksender, um unter der Bauernbevölkerung moderne Kultur zu verbreiten. Eine große Kirche wurde in Taschkent eröffnet, der täglich stattfindende Gottesdienst war gut besucht. Die Sowjets sind in Mittelasien weit mehr darauf bedacht, Baumwolle zu bauen als die Religion zu unterdrücken, sagte mir ein junger, an der neuen Sibirien-Turkestan-Eisenbahn beschäftigter Mann, der, wenn ich ihn richtig verstanden habe, keine Stellung aufgegeben hatte, weil die „Spezialisten“, die technischen Angestellten, sich zwei Gänge bei ihren Mahlzeiten leisten konnten, während er sich mit einem hatte begnügen mußte!

Im vorigen Jahre lebten 2542 Perser wegen der Lebensmittellappigkeit von Baku in ihr Vaterland zurück, und die ganze Gemeinde Bahai zieht aus Astarabad gleichfalls nach Persien, weil man ihre Kirche geschlossen hat, — und dies, obwohl sie in Persien keine Kultstätte haben dürfen.

Aus dem Tagebuch eines Zündholzes.

Von Zeno Kalman.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von E. Reusch.)

„Der Mensch hat einen Kopf, um zu denken können.“ Das wäre die richtige humane Auffassung. Demgegenüber hat ein Zündholz darum einen Kopf, um diesen an die Seitenfläche der Schachtel anzureiben. Es würde mich sehr interessieren, wie z. B. Shakespeare seine unsterblichen Theaterstücke geschrieben hätte, wenn ihm jemand während der Arbeit solange den Kopf gerieben haben würde, bis er Feuer gefangen hätte.

Aber wir reiben den Menschen dennoch so manches unter die Nase. Besonders einem Kaffeehaus-Zündholz bieten sich tausende Gelegenheiten, seine Qualgeister zu ärgern. Ein beliebter Witz von uns ist es, uns lebendig in den Aschenbecher zu legen und so zu tun, als wären wir schon längst abgebrannt. Wenn dann ein Kaffeehausgast kommt, legt er ruhig seine brennende Zigarette in den Aschenbecher, worauf wir plötzlich auflauern und seine Zigarette verlöschen.

Ein anderer Trick von uns ist, nicht zu brennen. Das tun wir hauptsächlich dann, wenn in der ganzen Umgebung kein anderes Zündholz vorrätig und im Feuerzeug des Kellners kein Benzin vorhanden ist. Ich muß bemerken, daß das Feuerzeug von jedem

selbstbewußten Zündholz vom ganzen Vorrat verabreicht wird. Und gebührt der Ruhm der Erfindung und dennoch sind diese es, die uns das Brot vor dem Munde wegschnappen wollen. Unseren Widerstand zu brechen ist natürlich nicht schwer, da wir ja aus leichten Stäbchen geschaffen sind. Aber billig ergeben wir uns doch nicht; der eklatante Beweis hierfür ist, daß der Zündholztrist den Preis der Zündhölzer von Jahr zu Jahr erhöht.

Es gibt unter uns Zündhölzer, die sehr voreilig sind und im Augenblick der Gefahr sofort den Kopf verlieren. Dann gibt es weichehertige. Diese werden zumeist in Italien, aus Wachs, angefertigt. Ich mag diese nicht leiden. Ein wirkliches Zündholz muß einen heißen Raden haben, muß lieber brechen, als sich biegen. Einen Unterschied in Rang und Art kennen wir sonst nicht, und es gibt auch zwischen den schwarz- und rotköpfigen Zündhölzern keinen Daß.

Das Leben eines Kaffeehauszünders ist im Grunde genommen sehr langweilig. Mich hat zum Beispiel das Schicksal mit einer alten Schachtel verbunden, der an den Seiten fast die ganzen Reibungsflächen fehlen. Es gibt unter uns viele, die den ganzen Tag auf den Köpfen stehen müssen, und da wundern sich noch die Menschen, wenn in uns manchmal die Erbitterung „explodiert“. Unser gesellschaftliches Leben beginnt nach der Sperrstunde, wenn die Abtrümmerrinnen sämtliche Zündholzbehälter auf einen Tisch zusammengetragen haben. Um diese Zeit, von elf Uhr nachts, bis sechs Uhr früh, besprechen wir die Ereignisse des Tages. Es gibt unter uns Revolutionäre, die feurige Ansprachen halten, dieses unwürdige Los abzuschütteln und so zu leben, wie es sich für selbstbewußte, freie Zündhölzer geziemt.

Die Jugend läßt sich leicht von solchen feurigen Reden verleiten. Sie trichren aus den Schachteln und nehmen alles in Besitz, was sie erblicken. Viele stürzen sich über die Weinreste. Diese Zündhölzer werden natürlich gräßlich durchnäßt und können am nächsten Tag ihrer Pflicht nicht nachkommen. Die anderen nippen an den Süßigkeiten des Lebens und machen sich an den Würfelzucker heran. Die weißen Würfel werden natürlich rasch beschmutzt, und wenn sich dann am nächsten Tag die Gäste über die verdächtige Farbe des Zuckers beschweren, — sind die Würfel gefallen.

Solchen Gelagen folgt dann der Katzenjammer. Am nächsten Tag liegen die meisten Zündhölzer matt und lustlos im Behälter, und die Gäste streuen — zum Zeichen der Trauer — Asche auf deren Häupter.

Es gibt Zündhölzer, die als Zahnstocher ihr Leben beendigen; es werden aber von uns auch außerdem viele Talente zerplittert. Viele von uns gehen an Brandwunden zugrunde. Die Gesellschaft könnte auf uns besser achtgeben. Doch die Bewegung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, auf das Wohl der Zündhölzer zu achten, steckt noch in Kinderschuhen. Vorläufig halten wir erst dort, daß man uns Kinderhänden nicht anvertraut. Erst wenn einmal jene Zeit heranbricht, da auch die Erwachsenen darauf achten werden, die Zündhölzer nicht zu zerstoren, dann erst wird jedes einzelne Zündholz glücklich und zufrieden sein.

Vorläufig aber herrscht in der Gesellschaft noch ein brennendes Verlangen nach uns.

Welt u. Wissen

100 Jahre Chloroform. Es sind jetzt 100 Jahre her, daß Justus von Liebig das bis heutigentags in der Medizin in vielen Fällen als unentbehrlich geltende Chloroform entdeckte. Er fand das neue Chemikal durch Zersetzung des Chlorals mit ätherischen Alkalien und nannte es Chlorkohlenstoff. Der heutige Name Chloroform wurde dafür später von Dumas eingeführt. Als Liebig das Chloroform entdeckte, war er sich noch nicht bewußt, ein schweres Karbottikum gefunden zu haben. Erst nach 16 Jahren, 1847, erkannte man im Chloroform ein ausgezeichnetes Narkotikum. Vor dem Chloroform hatte man zur Betäubung nur den Äther. Für medizinische Zwecke muß das Chloroform absolut rein und klar aussehen; es muß vor der Verwendung stets darauf geprüft werden. Wird Chloroform dem Licht ausgesetzt, so neigt es zur Zersetzung. Es verwandelt sich dann unter Freiwerden von Salzsäure in das gefährliche Phosgen. Deshalb ist Vorsicht, Chloroform in trockenen lichtfesten Flaschen oder Gefäßen an einem dunklen Ort aufzubewahren. Die Narkotisierung mit Chloroform erfordert die größte Vorsicht des Arztes, da es in seiner Wirkung auf die Kreislauforgane noch ziemlich unberechenbar ist. Man pflegt deshalb heute in der Mehrzahl sogenannte Mischnarkosen aus Chloroform und Äther anzuwenden.